

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 40

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648934>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von der Not, die diese lombardische Metropole durchmacht. 100 000 Arbeitslose, Zehntausende von Obdachlosen, ungenügende Ernährung der untern Schichten, ungenügende Bezahlung der Beamtenkreise, Wohnungsnot, eine ungeheure Zunahme der Prostitution, eine allgemeine Verwilderung der Jugend, Zunahme der Kriminalität, ein Schwarzhandel, der schier aussichtslos bekämpft wird — dies alles sind Realitäten, über die das bunte und bewegte Leben in den Cafés, in den Galerien nicht hinwegtäuschen kann, Realitäten, die das strahlende Weiss des Domes nicht verdeckt. Und dennoch glauben alle diese Leute, die der sinkenden Kaufkraft der Lire nicht gewachsen sind, an eine bessere Zukunft, dennoch arbeiten sie hart und stets, dennoch haben sie den Glauben nicht verloren und dennoch wünschen sie den Faschismus nicht zurück, der wenigstens den untern Schichten drei gefüllte Teller im Tag gesichert hatte.

Die Schweizer Spende hat Mailand das *Villagio italo svizzero* geschenkt — ein Dorf, das auf 56 000 Quadratmetern 40 Baracken zu je 3 Wohnungen umfasst: Es steht draussen, beim Spital, im Vorort Baggio, in einer — sagen wir die Wahrheit — traurigen und gottverlassenen Gegend. Die Baracken sind mit der Schnur ausgerichtet, Strassen sind gezogen worden und die Gärten aufgeteilt, Wasser und Elektrizität sowie auch Kanalisation verlegt worden — und die Leute, Obdachlose und Bombengeschädigte mit Kindern zogen ein. Primitiv, sicher, aber die Familie bezahlt im Monat nur 300 Lire an Unkosten, denn von Miete wird nicht gesprochen, und dieser Betrag ist wenig Geld. Die Bewohner des Schweizerdorfes in Baggio schätzen sich glücklich, ein eigenes Dach über dem Kopf zu haben. Herr und Meister in vier Wänden zu sein und erst noch die Möglichkeit zu haben, das Gemüse und den Mais selbst zu pflanzen, soweit 100 Quadratmeter Garten dies gestatten. Es ist selbstverständlich, dass von diesen Bewohnern Schweizern gegenüber ein Loblied auf die Schweizer Spende gepfiffen wird, und es ist nicht dieses Loblied, welches uns erfreut, sondern die Tatsache, dass hier endlich einmal etwas Positives geleistet worden ist, dass Menschen aus den Trümmern geholt und hier untergebracht worden sind, auch wenn ein ehemaliger Konzentrationslagerbewohner pfiffig meinte: «Wenn ich nur einen Bruchteil von dem hätte, bei Gott, ich wäre ein grosser und feiner Herr...»

Da Mailand die lärmigste Stadt ganz Europas ist (dies ist «frei von mir»), verweilt man in ihr gerade nur so lange, als man in ihr zu tun hat. Der Betrachter alter Kunst allerdings wird in Mailand wild werden und aus dem alten Castello Sforzesca kommt man überhaupt nicht mehr hinaus, wenn man mit der Besichtigung beginnt. (Fortsetzung folgt)

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

28. Fortsetzung

«Ich habe die charakteristischen Erscheinungen einer Lungenentzündung auf der linken Seite festgestellt. Das Herz verhält sich bis jetzt gut. Ich ordnete vorläufig Wickelbehandlung an.»

Doktor Haller trat zu Christine: «Kommen Sie, ich möchte Johannes im Beisein meines Kollegen jetzt noch einmal untersuchen. Trinken Sie bei unserer braven, fürsorglichen Frau Linder eine Tasse Kaffee, das wird Sie stärken.»

Frau Linder führte Christine in ihre Küche hinaus und bot ihr den heissen Trank, den sie in kluger Voraussicht bereitet hatte. Während Christine zum erstenmal wieder etwas zu sich nahm, erzählte ihr die Bäuerin, wie der Knecht heute früh den Kranken gefunden hatte. «Ein so junger, lieber Mensch; er hat immer nach seiner Mutter gerufen. Haben Sie keine Angst, der wird schon wieder gesund. Meiner musste bereits zum Grenzschutz einrücken», fügte sie voller Stolz hinzu.

Christine hat, jetzt ein wenig allein sein zu dürfen, bis die Untersuchung in der Kammer beendet sei. Sie ging aus dem Haus, lief ein paarmal zwischen den Dahlienstöcken und der weissen Hauswand hin und her. Dann setzte sie sich auf eine rohgezimmerte Bank unter einem Fenster, von dem tiefdunkle Geranienblumen hingen. Sie hob Gesicht und Hände der wärmenden Herbstsonne entgegen, sie fror.

Still sass sie da, — wartend — betend — bangend, — eine Mutter, die auf der ganzen weiten Welt nur eines

zu verlieren oder zu gewinnen hat: ihr Kind!

Was würde nun kommen? Wie war zu helfen? Gab es noch eine Hoffnung, eine kleine, winzige Hoffnung für sie beide?

Es war, als würde sie immer schattenhafter und kleiner, während sie wie ein Häuflein Not und Jammer in der Herbstsonne sass und dem Elend nachsann, das sie mit ihrem Trotz, ihrem Ungehorsam und ihrer Unwissenheit herausgefordert hatte.

Ueber ihrem Kopf, aus dem offenen Fenster klangen auf einmal die Stimmen von Doktor Haller und Doktor Wyss. Christine wollte sich erheben und hineingehen, aber sie fühlte sich zu schwach dazu, sie war wie festgenagelt an die Bank. Doktor Hallers Stimme drang deutlich zu ihr heraus. Jedes Wort, das er sprach, kam auf sie zu und ging ihr wie ein Messer durchs Herz...

«Herr Kollege, ich habe nun also in Ihrem Beisein den Kranken untersucht und kann Ihre Diagnose nur bestätigen. Nach dem jetzigen Befund aber entwickelt sich auch eine Lungenentzündung rechts unten. Ich habe 120 Pulsschläge gezählt, die Fingernägel sind blau angelaufen. Es scheint mir, dass wir nun alles aufwenden müssen, damit das Herz durchhält.»

Für das weitere Vorgehen haben wir uns nun folgende Ueberlegungen zu machen: Spitalbehandlung oder Hausbehandlung. Bei der Spitalbehandlung haben wir alle Gewähr, dass die Lungenentzündung sachgemäss behandelt



Die Kirche von Musocco beim Endpunkt der Autobahnen in Mailand



Sehr selten sind in Oberitalien die Amerikaner geworden, die noch vor einem Jahr aus dem italienischen Städtebild nicht wegzudenken waren



Bombenschäden in Mailand

wird. Ich denke an die Behandlung mit den neuen chemischen Mitteln, mit denen man diese Krankheit so günstig beeinflussen kann, dass nicht mehr jeder dritte bis vierte, sondern nur noch jeder zwölfte bis sechzehnte Patient an Lungenentzündung stirbt.

Sollte nun aber die Mutter, was ich nicht hoffe, ihren Sohn nach Hause nehmen wollen, so werde ich die Behandlung mit besagten Mitteln durchführen. Ich besitze da bereits eine recht grosse Erfahrung, besonders mit dem sogenannten Dagénan. Es ist ein glänzendes Mittel, das in den meisten Fällen hilft und das der Lungenentzündung ihren Schrecken genommen hat. Von dreihundzwanzig Fällen habe ich nicht einen einzigen verloren. Ich bin fest überzeugt, dass ich auch den jungen Keller damit durchbringen werde.

Ich muss mich in diesem besonderen Falle allerdings fragen, ob wir dem armen jungen Menschen einen Gefallen tun. Keller leidet an einer Schizophrenie und ist vor wenigen Tagen aus der Rekrutenschule entlassen worden. Ich habe vorgestern mit Professor Reinhardt gesprochen. Diese Kapazität beurteilt den Fall sehr ungünstig und erklärt, Keller gehe einer ganz trüben Zukunft entgegen. Er zweifelt daran, dass der Kranke in absehbarer Zeit aus seiner jetzigen schweren Krankheitsphase herauskommen wird, zumal hier Vererbung vorliegt und bereits der Grossvater an dieser Krankheit zugrunde gegangen ist.

Für unsern Patienten wäre es also wahrscheinlich ein Glück, wenn er diese Lungenentzündung nicht überstehen würde. Uns Aerzten aber bleibt die Pflicht, die schwere Pflicht, auch in solchen Fällen das Leben zu erhalten. Wir werden jetzt also, sofern Sie einverstanden sind, der Mutter vorschlagen, ihren Sohn sofort in Spitalbehandlung zu geben.

«Selbstverständlich, Herr Kollege, ich bitte darum.»

Christine erhob sich von ihrer Bank und flog in den hintersten Winkel des Gartens. Dort wurde sie von der Bäuerin gefunden, die sie suchen kam:

«Sie möchten ins Haus kommen, Frau, die Doktoren wollen mit Ihnen reden.»

«Nur noch eine Sekunde», bat Christine. Sie presste ihre Hand aufs Herz und atmete lang und tief. Sie schaute dabei zu den fliehenden Wolken hinauf, ihr Gesicht war angespannt und verzerrt wie im Krampf, der Mund wie zu einem Schrei geöffnet...

«Um Gottes Willen, Frau», rief die Bäuerin, «es wird ja sicher alles wieder gut!»

Langsam — langsam löste sich der Krampf in Christines Gesicht. Ihr Mund schloss sich, schmal und fest. Sie

neigte bejahend den Kopf und schritt dann neben der Bäuerin aufrecht und entschlossen ins Haus.

In der einfachen Bauernstube, deren Fenster über der Bank, auf der Christine gesessen, weit offen standen, warteten die beiden Aerzte auf sie. Doktor Haller kam ihr entgegen: «Wir haben uns soeben ausgesprochen, mein Kollege und ich», sagte er, indem er ihr einen Stuhl hinschob, «und wir möchten nur noch Ihre Erlaubnis einholen, Johannes sofort in Spitalpflege bringen zu dürfen. Ich denke an die Klinik von Professor Klein.»

Christine setzte sich nicht, sie blieb aufrecht, steif mitten in der Stube stehen, schaute an Doktor Haller vorbei in den herbstlichen Garten hinaus und erklärte mit seltsam klangloser, spröder, aber fester Stimme:

«Ich gebe mein Kind nicht ins Krankenhaus. Johannes bleibt bei mir!»

«Aber so bedenken Sie doch, Christine», versuchte Doktor Haller sie zu überzeugen, «in der Spitalpflege ist alle Gewähr gegeben, dass Johannes seine Lungenentzündung gut überstehen wird.»

«Johannes bleibt bei mir.»

«Kollege Wyss ist derselben Meinung wie ich, Christine.»

Da schaute sie ihn an mit einem Blick, in dem alle Qual und alle Not eines Mutterherzens stand:

«Johannes bleibt bei mir.»

Doktor Haller wandte sich erschüttert ab. «Dann ist also diese Frage entschieden. Es bleibt nur noch eine Schwester zu bestellen, welche die Pflege übernimmt.»

Und wieder antwortete die spröde, klanglose Stimme: «Ich pflege meinen Sohn Johannes selbst.»

«Das geht über Ihre Kraft.»

«Meine Kraft ist gross genug.»

«Herr Kollege», sagte Doktor Haller zu Doktor Wyss, darf ich Sie bitten, der Sanitätspolizei von Altenheim zu telefonieren, dass man einen Krankenwagen schickt. Frau Christine wird mit dem Patienten fahren, und ich fahre mit meinem Wagen direkt hinter dem Krankenauto her.»

Aus Christines Mund kam ein weher, schluchzender Laut. Sie schwankte, hielt sich aber dann, ehe Doktor Haller zuspringen konnte, schon wieder gerade.

«Ich danke Ihnen, Doktor», sagte sie leise und hielt auch Doktor Wyss ihre Hand zum Danke hin. «Darf ich jetzt zu Johannes gehen, bis der Wagen kommt?»

«Gehen Sie, Christine. Ich begleite meinen Kollegen noch vors Haus und komme Ihnen dann sofort nach.»

«Die Mutter hat entschieden», sagte er draussen zu Doktor Wyss. Er strich sich mit einer müden Handbewegung über die Stirne: «Ich wollte, wir alle

wären drei Wochen älter. Meine Arztspflicht ist mir noch nie so schwer geworden, wie in diesem Fall — wie bei unserem Johannes.»

Die beiden Männer nahmen herzlich Abschied. Doktor Wyss schritt langsam über den Hof auf die Strasse. Doktor Haller wandte sich dem Hause zu. Auf dem kurzen Weg durch den Garten trat er auf einen faulen Apfel. Rasch zog er den Fuss zurück... «Wahr und wahrhaftig», sagte er voller Zorn, «verflucht seid ihr, die ihr der Verantwortung für eure Kinder und Kindeskinde vergesst!»

*

Johannes lag in seinem Bett, in seinem Zimmer mit den Blumenbildern. Noch hingen Mütze und Band über seinem Arbeitstisch und schwarz sprangen die Buchstaben des Cerevis vom gelben Hintergrund: «Peter Gynt».

Doktor Haller leitete die Behandlung ein. Er hatte die Dagénan-Tabletten und die Herztropfen gleich selber mitgebracht und übergab beides Christine:

«Sie geben Johannes die Tabletten in der genau vorgeschriebenen Weise, wie es hier steht. Es ist ausserordentlich wichtig, ja geradezu entscheidend, dass der Körper immer die richtige und genügende Dosis bekommt. Ausserdem erhält Johannes alle zwei Stunden von diesen Tropfen zur Herzstärkung. Dann machen Sie ihm zweimal täglich einen Wadenwickel, um die Temperatur herunterzubringen. Trinken darf er kalten Tee und ab und zu Bohnenkaffee. Ich erwarte, dass die Temperatur in 24 bis 48 Stunden abfällt. Also tapfer sein, Frau Christine, wir bringen ihn sicher durch.»

«Ich bin tapfer, Doktor.»

«Ich weiss, ich weiss, doch ich fürchte, es könnte zu viel für Sie werden.»

Sie schüttelte den Kopf und wandte sich ab. Doktor Haller nahm seinen Hut: «Ich wünsche Ihnen eine ordentliche Nacht, morgen früh bin ich wieder da.»

Er ging die Treppe hinunter. Christine hörte, wie Jakob Müller ihm die Haustür öffnete und sie nachher wieder schloss. Auf den Fußspitzen kam der Hausgenosse dann die Treppe hinauf, öffnete sachte die Türe:

«Kann ich Ihnen etwas helfen, Frau Keller?»

«Nein, ich danke Ihnen, wir sind mit allem versorgt.»

«Rufen Sie mich jederzeit, ich bleibe auf meinem Zimmer.» Ehe er die Türe schloss, sagte er noch tröstend: «Er übersteht diese Lungenentzündung bestimmt, der Johannes, er ist ja sonst so gesund und stark.»

Christine nickte. Dann war sie mit ihrem Kind allein. Sie zog sich einen Stuhl ans Bett. Sie hielt seine zucken-

den fieberheissen Hände. Sie schaute in sein gerötetes Gesicht, in seine fieberglänzenden Augen, die irr und wirr umher schauten und sie nicht kannten.

«Hannesli», schluchzte sie und legte ihr Gesicht an das seine. «Nun sind wir gerade wieder so weit miteinander wie damals, als du zur Welt gekommen bist. Hannesli, mein armer Bub.»

Es wurde Nacht. Christine machte den vorgeschriebenen Wickel, sie flösste ihm kühlen Tee ein, feuchtete seine trockenen Lippen.

«Mutter», lallte er einmal und wusste doch nicht, dass sie so nahe bei ihm war. Sie blendete das Licht ab mit einem bunten Seidentuch, das sie aus seinem Kasten nahm. Dann setzte sie sich wieder ans Bett und hielt seine Hände...

Auf ihrem Schoss lag das Röhrchen mit den Tabletten und das Fläschchen mit den Tropfen fürs Herz.

Die Stunden vergingen — langsam — langsam, und jede war hart und drückte wie eine Last, die immer schwerer wurde. Jedesmal, wenn die Zeit gekommen war, die Tabletten oder die Tropfen zu geben, stand Christine auf und tat die genaue Dosis in ein Glas Wasser. Dann goss sie es weg. Nachher setzte sie sich wieder still ans Bett.

Johannes atmete schwer, er wurde unruhig. Christine schob ihren Arm unter seinen Kopf und zog ihn behutsam zu sich heran, bis er an ihrem Herzen lag...

«Hannesli», flüsterte sie über seinem Gesicht, «deine Mutter bittet dich um Verzeihung, dass sie dich in dieses arme, kranke Leben hinein geboren hat. Ich war selbstherrlich, eitel und voller Trotz, ich wollte von Gott etwas erzwingen, was nicht Gottes war. Und darum habe ich mich an dir verständigt. Ich bin ärmer und elender als alle Mütter, die ihre Söhne auf den Schlachtfeldern verlieren. Sie dürfen um den Tod ihrer Söhne weinen, während ich dein Leben beweinen und beklagen muss. Verzeihe mir, Johannes, du armes, du geliebtes Herz.»

Sachte legte sie ihn wieder in die Kissen zurück, gab ihm zu trinken und erneuerte den Wickel. Und als die Zeit um war und er die heilenden Tabletten und Tropfen bekommen sollte, tat sie beides wieder in das Wasserglas, um es nachher wegzugießen.

Am frühen Morgen des 31. August fand Doktor Haller den Patienten unverändert. Der Befund war der nämliche, der Puls immer noch hoch und das Bewusstsein getrübt.

Am Abend war es ebenso.

«Nur Mut», sagte er zu Christine, «die Tabletten helfen, in vierundzwanzig Stunden später muss die Temperatur abklingen. Ich schicke Ihnen meine

Frau, damit Sie diese Nacht ein wenig ruhen können.»

«Ich verlasse den Platz am Bette meines Sohnes nicht, zudem ist Jakob Müller im Haus, wenn ich Hilfe brauche.»

Und wieder kam die lange Nacht, wo Christine ihren kranken Sohn in den Armen hielt, ihm tausend Liebesworte sagte und ihn tausendmal um Vergebung bat...

«Der Arzt will deinen Leib gesund machen, mein Kind. Aber so gross wird die Schuld deiner Mutter nicht, dass sie mitansieht, wie man dich nachher ins Irrenhaus bringt. Nein, so schuldig wird sie nicht. Was nützt es dir, wenn ich ein Meer von Tränen weine? Ich will sehend und wissend gutmachen, was dein Grossvater und ich an dir gesündigt haben.»

«Mutter»... Johannes' Augen gingen suchend durchs Zimmer.

«Hannesli, — ich helfe dir — ich trage dich — ich bin bei dir.»

Am Morgen des 1. September fand Doktor Haller noch immer das unveränderte Krankheitsbild. Er gab eine Kampher-Spritze fürs Herz.

«Es wird besser kommen, heute abend noch, bestimmt bis morgen früh, ich habe mit diesen Mitteln noch nie einen Versager gehabt.»

Er hob das Fläschchen mit den Herztropfen gegen das Licht, kontrollierte die Tabletten... «Gut, es geht alles in Ordnung, hoffen wir, hoffen wir...»

Die Haustüre blieb heute unverschlossen. Frau Hanna kam, Georg Fehlmann kam. Auch Professor Tanner, Ernst Glauser und Lucille Rey baten an der Türe um Auskunft über Johannes' Befinden.

Jakob Müller, der ohne Christines Wissen Urlaub im Geschäft genommen hatte, war Mädchen für alles und gab jedem Bescheid. Er kochte Tee für Johannes, er sorgte dafür, dass Christine etwas zu sich nahm, er wich nicht aus dem Hause.

Am Abend ging es mit Johannes schlechter. Doktor Haller war erregt: «Hier stimmt etwas nicht, solch schweres Krankheitsbild ist bei dieser Art Behandlung sonst nicht vorhanden. Die schweren Giftwirkungen sind gewöhnlich schon am dritten Tage überwunden.»

Er untersuchte den Kranken gründlich und gab ihm wieder eine Kampher-Spritze.

«Sie müssen schlafen, heute Nacht, Christine. Ich schicke eine Schwester, Sie halten das nicht länger aus.»

«Ich brauche keinen Schlaf, ich bleibe bei meinem Kind.»

Doktor Haller staunte ob der Kraft, die von dieser Mutter ausging, er sah, dass er sie gewähren lassen musste.

(Schluss folgt)

Viele unserer schweizerischen Volksbräuche erinnern in ihrem Kern an irgend eine historische Begebenheit oder an eine geschichtliche Persönlichkeit. Das ist auch beim traditionellen Gesslerschiessen in Thun der Fall, das alljährlich während zwei bis drei Tagen anfangs Oktober die Bevölkerung der Stadt, vorab die Schuljugend, in Aufregung versetzt. Es ist ein eigentliches Jugend- und Volksfest, an dem sich alles beteiligt, was gehen und stehen kann. Es ist in erster Linie das Fest der Kadetten, der Schlusspunkt hin-

Rechts: Der Schauplatz des Gesslerschiessens beim Berntor hinter dem Schloss Thun

(Photos Pressbild Bern)

Unten: Der letztjährige Meisterschütze Werner Baumann (links)



ter der jährlichen Kadettenzeit, die nur vom Frühling bis in den Herbst hinein dauert.

Mit der alten Tellenwaffe, der Armbrust, wird der tyrannische Landvogt Gessler, ein meterhohes Reiterbild an einer langen Stange, mit jugendlicher Freiheitsbegeisterung alljährlich erschossen. Wer das Medaillon auf Gesslers Brust am nächsten trifft, wird zum glücklichen Schützenkönig; der glückliche «Gesslerschütze» stolziert dann für ein ganzes Jahr als unbestrittener Held der Jugend mit hohem Kreuz durch die Stadt und bangt um den Siegeskranz, der ihm nächstes Jahr wahrscheinlich wieder entrissen wird. Es gehört ein ordentlich starker Arm, ein sicheres Auge und eine ruhige Hand dazu, um das kleine Medaillon auf 50 m Entfernung zu treffen, und oft verhilft nur der glückliche Zufall einem kleinen Bürschchen zu unverhofften Siegerehren, zu Kranz, Gesslerbild und Geldgeschenk.

Mit dem Gesslerschiessen verbindet sich noch ein anderer Brauch, der ebenfalls mit geschichtlichen Ereignissen in Verbindung steht und aus dem Brauchtum des Städtchens Thun nicht mehr wegzudenken ist. Der «Fuulehung» erinnert an den Hofnarren Karls des